

Igor Schestkow

DER RATTENFÄNGER

Manche Menschen sind wie Elstern. Ich auch: Alles, was blinkt und glitzert, finde ich und stecke es ein. Schon seit früher Kindheit sammle ich auf Straßen und Plätzen, in Hausingängen und öffentlichen Verkehrsmitteln güldene Ringlein, Ohrstecker, Kettchen und Medaillons auf. Einmal fiel mir sogar ein Zigarrenetui aus Silberguss in die Hände, dessen Deckel mit den Portraits von Lenin und Stalin verziert war. Das hat mir meine Mama abgenommen.

Bei meinem ersten derartigen Fundstück – ich war fünf Jahre alt – handelte es sich um ein einfaches sowjetisches Kleinod: Ein vergoldeter Anhänger mit blutrotem Kunstrubin. Er lag auf dem Moskauer Lomonossow-Prospekt, brach das Licht gar zauberhaft und funkelte viel lebhafter als Schneeflocken und Eiszapfen. Ich hob ihn auf, wischte ihn am Mantel ab und gab ihn meiner Nanny, aber die machte großes Geschrei: "Was um aller Welt ist das denn? Was fangen wir jetzt damit an?" Ichklärte sie auf: "Du gehst damit zur Bäckerei, gibst das an der Kasse ab und bekommst ein Schaumstückchen dafür." Die Nanny schenkte den Anhänger aber ihrer zungenfertigen Freundin, die ihn sich erbettelte, weil er doch so gut zu dem rosa Kopftuch passte, das sie immer trug.

Wo mag er jetzt sein? Wo ist die Nanny, die Freundin, das Kopftuch?

Zweimal fand ich massive Golduhren, richtige Luxusware. Beide übergab ich dem Chauffeur, einmal in Anapa im Bus, das andere Mal in Berlin in der Tram. Ich bezweifle, dass die Uhren jemals ihren rechtmäßigen Besitzer wiedergesehen haben. Aber mein Gewissen ist rein. Diese Uhren sind, wie die weissagende Zwiebelkuppel aus dem Märchen, meine einzige Hoffnung. Auf was? Natürlich auf die Gnade höherer Mächte. Nach meinem Tod wird man mich bestimmt vor GOTT, den Herrn stellen, und der wird fragen: "Na, du kleiner Schurke, hast du denn in deinem Leben irgendetwas Sinnvolles zustande gebracht?"

Da werde ich antworten: "Na ja, ich habe ziemlich viel gesündigt, oh Herr, wie es auf Erden nun einmal so geht. Nur diese Uhren damals, weißt du noch, die habe ich mir nicht unter den Nagel gerissen, obwohl es mir reichlich schwer gefallen ist. Und mich so zu beschimpfen ist unter deiner Würde, oh Herr der himmlischen Heerscharen..."

Dreimal. Ungelogen: dreimal habe ich den gleichen Goldohrring mit einem erbsengroßen Brillanten gefunden, der meiner Nachbarin im dritten Stock gehörte. Das erste Mal lag er im Hauseingang unter den Briefkästen. Mein neunmalkluges Eheweib brachte die Sache gleich auf den Punkt: "Dieser Ohrring gehört sicher Frau Forster. Nur sie hat genug Geld für einen solchen Klunker. Alle anderen bei uns im Haus sind doch arm wie die Kirchenmäuse. Geh zu ihr hin und frage sie."

Sie kam und rief: "Ach tatsächlich, das ist er ja! Was hat sie sich gefreut."

Der Ohrring war ein Geschenk der Tochter, die sich mit ihrem Sexshop auf der Reeperbahn eine goldene Nase verdient hatte. Frau Forster versprach, mir eine Flasche Cognac zu kaufen, auf die ich bis heute noch warte.

Das zweite Mal lag der Ohrring unter der Eingangstür, das dritte Mal etwa 150 Meter vor dem Haus im Schmutz auf dem Trampelpfad zur Straßenbahn-Haltestelle. Ich erkannte ihn sofort, weil das Häkchen abgebrochen war, brachte ihn seiner Eigentümerin höchstpersönlich zurück und empfing "Tausend Dank". Das nächste Mal, so schwor ich mir, würde ich ihn beim Juwelier auf der Bahnhofstraße verhökern und mir mit dem Geld endlich eine Hesse-Gesamtausgabe kaufen.

Es gab kein nächstes Mal. Statt dessen starb Frau Forster, und ihre Tochter aus dem Rotlichtmilieu, diese blonde, finstere blickende Wuchtbrumme mit den Boxerfäusten, eignete sich den Ohrring und den ganzen übrigen Plunder an.

Ein andermal fand ich sogar ein Perlencollier. Das war nicht besonders wertvoll, aber ich versetzte es hinter dem Rücken meiner Frau im Pfandleihhaus. Von dem Geld bezahlte ich unsere Reisen nach Rom und an den Gardasee. Da kann man schön baden und vom Wasser aus die verschneiten Berge betrachten. Guten Wein gibt es auch. Und Rom ist gar nicht übel. Die Piazza di Trevi, der Brunnen, der Palazzo... Leider sind die Busse dort voll wie Sardinienbüchsen. Und in der Metro wabern die Dünste, man könnte glatt ersticken.

...

Meine goldenen und silbernen Preziosen fand ich nicht etwa, weil ich eine besondere Gabe dafür hätte oder Edelmetall auf bestimmte Leute eine "magische Anziehungskraft" ausüben würde. An mir ist gar nichts Besonderes. Daher brauche ich nicht in die Fluten des Paktolos zu tauchen, die König Midas vor dem Verhungern bewahrten. Wahrscheinlich finde ich die Sachen, weil ich beim Gehen auf den Boden schaue. Dabei denke ich nämlich über alltägliche Kleinigkeiten nach, stelle mir irgendetwas Interessantes vor, eine Szene, eine Landschaft oder ein Bild. Sobald jedoch mein Blick auf

etwas Glänzendes fällt, tauche ich augenblicklich aus meinen Träumereien empor und hebe die Sache auf – sofern es sich lohnt. Meistens glitzert ja nur irgendwelcher Tand, ein Kronkorken, ein Eisstückchen, eine Glasscherbe, ein bisschen Alupapier oder das Perlmutterstück von einem zertretenen Schneckenhaus, eine Büroklammer oder ein Schlüsselring. Trotzdem fielen mir auch Wertsachen ins Auge, von denen ich oben gesprochen habe: Broschen, Armbänder, Anhänger in Kreuzform, Manschettenknöpfe. Oder eine Repetieruhr, die allerdings weder gehen noch repetieren wollte, so dass ich sie auf den Müll warf, nachdem ich lange genug damit herumgespielt hatte. Vor fünfzehn Jahren fand ich immerhin eine Stoppuhr aus der berühmten DDR-Uhrenfabrik Ruhla, die ohne Fehl und Tadel funktionierte. Bis heute liegt sie in meinem Bücherregal. Ab und zu drücke ich auf ihren Knopf, lausche dem gemütlichen Ticken und verfolge ihre Zeigerspitze mit den Augen. Diese kreisförmige Bewegung hat etwas Tiefgründiges. Mir fallen einige Metaphern dafür ein, aber die behalte ich lieber für mich.

...

Meine Stärke im Auffinden von kleinen Kostbarkeiten – oder, wenn Ihnen das besser gefällt: meine diesbezügliche Schwäche – hätte mir eines Tages fast das Leben gekostet. Irgendein mächtiger, bössartiger Menschenfänger hatte mir eine Falle gestellt, in die ich hineintappte. Wie ich wieder herauskam, weiß ich selber nicht.

Mein drittes Jahr an der Universität neigte sich dem Ende zu. Ich lernte nicht schlecht, meine Hochschullehrer lobten mich. Im optischen Laboratorium verdiente ich mir ein Taschengeld, war aber im tiefsten Inneren völlig orientierungslos. Ich taumelte durchs Leben wie ein Betrunkener durch den Nebel, wechselte die Frauen wie andere Leute das Hemd,

verzettelte mich und flatterte herum wie die verfluchten Bolschewiki in früherer Zeit. Ich quälte mich selbst und andere... Mir fehlte jeder Plan, wie es weitergehen sollte, denn ich hatte endgültig und unwiderruflich begriffen, dass aus mir niemals ein Sternengucker werden würde, nicht einmal ein schlechter. Ich war nun einmal nicht der, für den mich alle hielten und für den ich mich selbst gehalten hatte. Mir fehlte jegliche Neigung und Geduld für lange Nächte am Teleskop, Monate der Auswertung von Ergebnissen, Teamgeist, Arbeitsdisziplin und Karrierestreben. Kurz, die Aufgaben eines Astronomen waren ganz und gar nicht das, was ich mir erträumte. Das wurde mir klar, nachdem ich zwei Monate im Observatorium auf der Krim verbracht hatte. Ich fand es durchaus romantisch, aber Sterne und Nebel waren so weit weg. Mochte sie doch allesamt der Teufel holen!

Ich hätte ganz neu anfangen müssen. Aber wie? Dazu fiel mir nichts ein. Im Sowjetstaat gab es für mich nämlich nur zwei simple Alternativen: Entweder brav weiterzustudieren und an Ekel vor mir selbst und vor meinem Beruf einzugehen, oder die Universität zu verlassen. Im zweiten Fall hätten sie mich damals nach wenigen Tagen in eine Uniform gesteckt und mich gezwungen, die Sowjetheimat zu verteidigen, die mir schon seit 15 Jahren zuwider war. Die Armee – das bedeutete: Erniedrigung, Prügel, Drill, Latrinenschrubben, Waldläufe, Manöver, geisttötende, qualvolle Zeitverschwendung, ein Leben als Sklave bössartiger Idioten... Milchgesichtige Offiziersanwärter aus der Provinz und verknöcherte Tattergreise mit endlosen Dienstjahren auf dem Buckel hätten bestimmt großen Spaß daran gehabt, einen feinsinnigen, feigen Fettwanst mit höheren Ambitionen in der Kaserne begrüßen zu dürfen. Frisch aus Moskau war er? Von der Uni geflogen? Es wäre ihnen eine wahre Gaudi gewesen, an so

einem ihr Mütchen zu kühlen. Sie hätten mich krumm und lahm, vielleicht sogar zu Tode geschunden, und diese Form des Zeitvertreibs gönnte ich ihnen nicht. Fern am Horizont schimmerte schon die Emigration. Meine einzige Chance bestand darin, das Sowjetreich zu verlassen, denn mir war klar, dass es für mich hier keine Zukunft gab. Aber einer Memme wie mir fehlte der Mut, aus diesem Gefühl die richtigen Schlüsse zu ziehen. Das hätte nämlich bedeutet, die Einwanderungserlaubnis nach Israel anzustreben, sie zu erhalten und einen Ausreiseantrag aus der UdSSR zu stellen. Davor graute es mir. Es genügte nämlich nicht, die Dokumente in Empfang zu nehmen und mich aus dem Staub zu machen. Vielmehr hätte das bedeutet, darum zu kämpfen und das Risiko einzugehen, alle Brücken hinter sich abzurechnen. Hiebe und Stiche des rachsüchtigen Arbeiter- und Bauernstaates waren auszuhalten, wo jedem abgrundtiefer Hass entgegenschlug, der ihm den Rücken kehren wollte. Mir war klar, dass ein Ausreiseantrag nicht nur mein eigenes Leben, sondern auch das meiner Nächsten zerstört hätte, obwohl sie damals noch gar nicht an Emigration dachten.

...

An einem wunderschönen Tag im Mai lief ich den Leninprospekt entlang und gab mich tiefsinnigen Überlegungen hin. Ich schwänzte meine Vorlesungen, pfiß mir ein Liedchen und begab mich von der Kaluzhskaya Zastava in Richtung Zentrum. Um nicht völlig in Trübsal zu verfallen, stellte ich mir die Brüste und Hüften eines bekannten Flittchens von der Uni vor, mit dem ich ab und zu in der Bibliothek herum-poussierte. Sie hatte große, prächtige Glubschaugen und besonders rassige Hände. Ihr Vater entstammte in fast direkter Linie einem mongolischen Khan und bekleidete den Rang eines Generals beim KGB.

Auf dem Leninprospekt war es laut und stank nach Autoabgasen. Ich sehnte mich nach freier Natur und dem Grün der Bäume. Man könnte ja in den Gorki-Park gehen – oder zum Donskoi-Kloster. In die Einsamkeit des Gorki-Parks zog es mich nicht. Also wandte ich mich nach rechts und lief die Stasowa-Straße nach Osten, wie die Dekabristen. Wenige Minuten später erblickte ich den hübschen Glockenturm der Donskoi-Torkirche.

Durch den Torbogen schritt ich zum Kloster, wo sich damals – in den Siebzigerjahren – kein einziger Mönch aufhielt. In der Neuen Kirche gab es ein Museum, in der Alten hielt man wohl noch Gottesdienste ab. In den Klostermauern wohnte niemand mehr, und der Friedhof, auf dem später Denikin und Solschenizin liegen sollten, befand sich im gleichen Zustand, in dem ihn die Bolschewiken hinterlassen hatten, nachdem das Kloster ausgeraubt und geschlossen worden war. Viele Grabsteine standen schief oder eingesunken, andere waren zerschlagen, die Grabkirchen geschändet. Alles, was sich stehlen oder verunzieren ließ, war gestohlen oder verunziert.

Ich besuchte einige Gräber, die ich kannte, nickte Tschadajew zu, setzte mich beim schwarzen Grabstein Bechtejew nieder, dem wunderbaren Illustrator von "Daphnis und Chloe". Ich umschritt die alte Kirche, begrüßte den standhaften Patriarchen Tichon und den glücklosen Ambrosii, der während der Moskauer Pestrevolte umkam. Dann ging ich zu dem steinernen Kruzifix, das mir so gut gefiel und betrachtete die trauernden Engel, berührte den Lebensbaum und roch an seinen klebrigen Blättern, pflückte einen Löwenzahn, küsste ihn und ergötzte mich an seinem himmlischen Gelb. Danach schlüpfte ich in eine der Grabkammern. Warum ich das tat und wer dort begraben war, weiß ich nicht

mehr. Wahrscheinlich lag dort ein Heerführer oder ein hoher Staatsbeamter vom Ende des 19. Jahrhunderts. Die Freimaurersymbolik auf der teilweise noch unzerstörten Fassade lockte mich an, das allsehende Auge im Dreieck, die Strahlen, Golgatha, der Totenkopf, der Zirkel, das Senkblei und der Hammer... Einige wohlgestaltete Säulen stützen das baufällige Dach in Gestalt einer langgestreckten Pyramide. Die eiserne Tür, an der Spuren des Einbruchs zu sehen waren, stand offen. Drinnen stank es nach Fäkalien.

Als ich zu Beginn der 2000-er Jahre wieder einmal am Donskoi-Kloster war, gab es diese Grabkirche nicht mehr. Vielleicht war sie zusammengestürzt, nachdem Diebe die letzten marmornen Teile gestohlen hatten, oder sie wurde als "unrettbar" eingeebnet. Auch andere Grabmale waren verschwunden, als seien sie vom Winde verweht. Es wurde "gesäubert", wie man heute in Russland sagt. Ein grausames Wort, grausam wie viele ihrer Wörter.

...

Ich trat also aus reiner Neugier in die leere Grabkammer ein. Darin befand sich kein Sarg, keine Urne, nur der Müll der neuen Zeit. Die Innenwände des kleinen, quadratischen Raumes waren himmelblau angemalt. Mir schien, als solle dieses seltsame, keinesfalls sowjetischer Produktion entstammende Blau etwas überdecken, Fresken vielleicht oder Inschriften. Goldene Lettern, religiöse Darstellungen, Pentagramme...

Mit der Hand berührte ich die raue Oberfläche der Wand, kratzte ein wenig Farbe ab und bemerkte im gleichen Moment ein verlockendes Blinken in einem Winkel der Grabkammer. Ich beugte mich vor und schaute, sah aber nichts. Handelte es sich um eine optische Täuschung?

Der Boden der Grabkammer war mit einer Art dunklem, grobem Linoleum ausgelegt, dessen Oberfläche an gepresstes

Korkmehl erinnerte, das mit Teer oder Kautschuk verstärkt worden war. In der Ecke, wo es geblinkt hatte, waren etwa zehn Zentimeter des Bodenbelags entfernt worden. Dort schien jemand mehr als einmal gegraben zu haben. Hatte er nach einem Schatz gesucht? Ich steckte die Hand unter das Linoleum und tastete, fand aber nichts außer Asche, Staub und einer ekligen, schwarzen Fettschicht. Doch plötzlich fühlte ich etwas Rundes, so groß wie eine dicke Weintraube. Ich zog es heraus. Das war ein Siegelring. Aus Gold?

Ich trat aus dem Grab ins Freie und fand eine Pfütze auf dem Weg, in der ich den Ring säuberte. Nein, Gold war das nicht. Silber? Auch nicht, ebenso wenig Bronze. Ein seltsames Metall. Vielleicht Titan?

Und was stellte das Siegel dar? Es steckte noch voller Schmutz. Ich wusch es ebenfalls ab und fand des Rätsels Lösung: Ein winziges Dreieck mit allsehendem Auge und der Ziffer 2020 darunter.

Was sollte das bedeuten? War das die Nummer der Loge? Oder eine Geheimzahl? Die lateinischen Buchstaben eines Namens, in einen Zahlencode übertragen?

Zwanzig – eine unangenehme Zahl. Zu regelmäßig und zu rund.

Ich konnte mir nicht verkneifen, den Ring über den Finger zu ziehen. Da...

...

Geschah gar nichts.

Der Maitag blieb genauso feuchtwarm und fröhlich. Bienen summten, Schmetterlinge gaukelten umher, die jungen Blätter der Bäume rauschten. Die mächtigen ovalen Mauern und die Kuppeln der Neuen Kirche standen vor dem blauen Himmelszelt wie ehemals, der tote Tschadajew stieg nicht aus seinem Grab, das mit einer schweren, gusseisernen Platte

bedeckt war. Der bärtige Schukowski schaute noch genauso finster und traurig von seinem Zikkurat aus ins Nirgendwo. Ich war der gleiche Student der Staatsuniversität. Zeit und Raum... hatten sich nicht verändert.

Trotzdem stand ich unter einer Art Schock. Warum nur?

Weil ich mir mit einem Mal darüber klar wurde, dass all die idyllischen Bilder rings herum nichts anderes waren als Erinnerungen, Einbildungen, Halluzinationen aus grauer Vorzeit. In Wirklichkeit saß ich auf der Erde, schmutzig, abgerissen, alt und hilflos, krankhaft abgezehrt. Ich hatte Hunger und schrecklichen Durst. Ringsherum gab es nichts, nur Erde. Keine Gräber, keine Kirchen, keine Bäume und Sträucher. Nichts als nackten Boden, ein zerwühltes, völlig aus den Fugen geratenes, erstarrtes Meer von Asche und Schmutz.

Ich betrachtete meine Hände. Ungewaschen, abgehärmt, voller Pigmentflecken, missgestaltet. Grässliche Fingernägel. Die Füße in groben, schwarzen Stiefeln, die Hosen geflickt. Meine Wattejacke verlottert und verdreckt, als hätten darin schon mehrere Gefangene ihre lebenslange Freiheitsstrafe mit dem Fällen von Bäumen zugebracht. Eine schmierige, stinkende Mütze mit Ohrenklappen, ein leerer Rucksack aus gummiertem Segeltuch, der bestialisch roch. Was sollte ich damit?

Mein grauer Bart war seit langem ungepflegt. Im Mund fühlte ich mit der Zunge nur fünf oder sechs Zähne.

Aber der silbrige Ring steckte noch an meinem Finger.

Unter großer Anstrengung stand ich auf und bestieg eine kleine Erhebung. Das fiel mir so schwer, dass ich in Atemnot geriet. Von oben sah ich etwas wie ein Kirchendach, das auf der Seite lag. Es war ein großes Stück der Zwiebelkuppel, die

früher einmal die Neue Kirche geschmückt hatte. Ihre Oberfläche war voller Sterne. Der Hügel schien aus den Überresten der früheren Kirche zu bestehen.

Was war hier vorgegangen? Ein Atomschlag? Die vollkommene Zerstörung durch eine Waffe, die ich nicht kannte? Und wenn es sich bei diesem Hügel um die Reste der Neuen Kirche handelte, wo waren dann die wuchtigen Festungsmauern, die Alte Kirche, die Türme, die Torkirche mit der Tichwin-Ikone der Mutter Gottes?

Wo war die Stadt, wo war Moskau?

Nichts von alledem ließ sich erkennen. Es gab nur Erde, Erde bis zum Horizont. Hügel und wieder Hügel, dazwischen tiefe Schluchten.

Was sollte das bedeuten?

Langsam stieg ich hinab und tastete mich vor, soweit ich sehen konnte.

Ringsherum lagen Haufen von Müll wie der zerzauste Bart eines Riesen. Zerbrochene Teile von Möbeln, zerdrückter, verrosteter Autoschrott, Zäune, Fensterrahmen, zer Schlagenes Geschirr, Leninportraits, Propagandaslogans. Der Kommunismus siegt! Alles war mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt.

Auch Leichen gab es, verschmorte, kleine. Wie Kinderleichen sahen sie aus. Wer hatte sie verbrannt? Hin und wieder schrie ich auf, rief um Hilfe, bekam aber keine Antwort. Nur der Wind rauschte und wirbelte an Bergflanken und Abhängen entlang. Manchmal schien es mir, als hörte ich fernes Wolfsgeheul. Irgendein bösesartiges Gejaule. Es roch nach Brand und Verwesung. Die Ungewissheit quälte mich noch mehr als die schaurige Realität.

Die Sonne ging allmählich unter. Ich kauerte mich zusammen und begann, den Ring an meinem Finger zu drehen.

Da ging mir ein Licht auf: 2020 – das war keine Nummer, kein Code, kein Rätsel – das war eine Jahreszahl. Jemand hatte eine Zeitfalle gestellt, und ich war hineingeraten, indem ich mir den Ring übergestreift hatte. So wurde ich in die Zukunft entführt, in eine Zeit nach der Apokalypse.

Entführt? Verjagt!

Nein, nein. Alles war ganz anders. Ich hatte ein hohes Alter erreicht. Ob mein Leben gut oder schlecht war, wusste ich nicht mehr. Aber es kam eben, wie es kommen musste. Die russische Zivilisation war untergegangen. Zufällig hatte ich das Gemetzel überlebt. Aus meiner früheren Zeit war nur dieser Ring übrig geblieben, den ich irgendwann in einem Freimaurergrab gefunden hatte. Jetzt irrte ich dort herum, wo einmal das Kloster gestanden hatte, und erinnerte mich an die Vergangenheit, an klebrige Blätter.

Das klang plausibel, hielt aber der Kritik nicht stand. Wenn ich das Gedächtnis verloren hatte, warum wusste ich dann noch genau, was sich vor meinem Besuch in der Grabkammer mit den himmelblauen Wänden ereignet hatte? Ich erinnerte mich an meine Kindheit im Haus der Hochschullehrer, an die Zweite Schule, an die Professoren des Marxismus-Leninismus, an alles, sogar an die Routen der Omnibusse 144 oder 642. Ich wusste noch, welche Aufgaben ich bei der Aufnahmeprüfung zu lösen hatte und wie Swedenborg hieß. Aber was war geschehen, nachdem ich den Ring übergestreift hatte? Das war mir nicht klar. All das hatte ich vergessen, 45 Jahre meines Lebens. Das konnte nicht sein. Aber das, was du ringsherum siehst, kann das sein?

Ich kauerte mich hin und fiel in einen Dämmerzustand.

...

Ich kam wieder zu mir, immer noch als Gefangener des gleichen Alptraums. Meine Beine waren eingeschlafen, meine

Gelenke schmerzten. Mit großer Mühe riss ich mich zusammen, stand auf und tastete mich vorwärts. Ich musste Wasser finden, oder ich würde verdursten.

Ich überlegte: Wenn ich tatsächlich noch im früheren Moskau war, nicht weit vom Donskoi-Kloster, dann musste im Nordwesten die Moskwa fließen, etwa einen Kilometer von hier. Mit einiger Mühe orientierte ich mich nach dem Stand der Sonne, von der im braunen Dunst nur ein schwacher Schimmer zu sehn war. Ich durchquerte eine Senke zwischen zwei parallelen Hügelreihen, wo einmal der Leninprospekt gewesen sein musste und gelangte bald dahin, wo die Moskwa geflossen war. Das Flussbett erstreckte sich vor mir, aber es gab keinen Fluss mehr. Immerhin tröpfelte noch ein dünnes Rinnsal an seinem Grunde dahin. Welch ein Glück!

...

Ich ging hin, kniete nieder, hielt den Kopf unter Wasser und löschte meinen Durst. Am Ufer bemerkte ich rötlichen Schimmel und mir unbekannte Pilze auf dünnen Stielen. An ihren Hüten, auf denen dunkle Haare wuchsen, befand sich etwas, das an Augen von Libellen erinnerte, so groß wie Zwei-Euro-Münzen.

In meiner Hosentasche fand sich ein Stück Schokolade. Wo mochte das in dieser toten Welt herkommen? Dafür fehlte mir jedes Verständnis, aber ich aß es auf. Es schmeckte nicht süß. Und das war auch keine Schokolade, sondern eine unbekannte Masse, die etwas nach Kerosin roch. Ganz egal, man konnte sie essen. Ich durchquerte das trockene Flusstal, wechselte auf die Seite der Lomonossow-Universität und kreuzte die gigantischen Ruinen der Metrobrücke. Dort, wo sich früher der Aufzug befand, stieg ich den sanften Hang der ehemaligen Spatzenberge hinauf und erblickte bald einen

enormen, pyramidenförmigen Hügel: Die Reste der Lomonossow-Universität. Ich trat näher heran.

Ganz oben auf dem Stumpf der ehemaligen Spitze schimmerte noch der grausam deformierte, fünfzackige Stern. Die gläsernen Seitenflächen fehlten, nur hier und da stachen ein paar Scherben aus dem verbogenen Metallgerippe hervor. Von den Ähren fehlte jede Spur.

In der Nähe schaute der Kopf des "Stahlarbeiters mit Hammer und Sichel" in die Welt, jener sinn- und zwecklosen Skulptur, die früher stolz in 120 Metern Höhe thronte. Das Gesicht war durchlöchert und plattgedrückt, so dass es aussah, als grinste es fies. Ein vier Meter großes Stück vom Metallwappen der UdSSR lag daneben.

Da erklang aus dem Untergrund der Pyramide ein Quietschen. Gab es Höhlen? Die Oberfläche war jedenfalls mit vielen Spalten übersät. Aus einer von ihnen kroch eine Ratte. Sie ähnelte auf den ersten Blick den üblichen Berliner Ratten, aber mit ihr stimmte etwas nicht, denn sie hatte sechs Beine, und auf ihrem Kopf schimmerte eine hässliche, rote Geschwulst. Deshalb war sie offensichtlich blind. Aus rätselhaften Gründen überkam mich der unwiderstehliche Wunsch, sie zu fangen. Ich erstarrte zu Stein. Dann stürzte ich mich mit angehaltenem Atem auf sie wie ein Leopard, packte sie mit den Händen und stopfte sie in meinen Rucksack. Jetzt wurde klar, warum ich ihn trug. Ich bin ein Rattenfänger!

Den ganzen Tag über fing ich Ratten auf dem Universitätshügel. Ungeachtet meiner Atemnot und Erschöpfung lauerte ich ihnen auf, sprang los und schnappte sie.

...

Ganz allmählich kehrten weitere Bruchstücke von Erinnerung zurück. Mir wurde wieder klar, wo der Eingang in das unterirdische Gelass gewesen sein musste, in dem sich noch

Reste von menschlichem Leben regten. Dort fiel mir auch wieder das schokoladenähnliche Fundstück ein: Offenbar war es von findigen Köpfen, die die Katastrophe überlebt hatten, aus Erdölrückständen hergestellt worden. Die fragliche Stelle befand sich in der Nähe des früheren Eingangs zur Metrostation "Universität".

Im Dämmerlicht kam ich dort an. Mein Rucksack war voll. In seinem Inneren wuselte es abstoßend. Obwohl der Stoff so fest war wie eine Segelpersenning, versuchte eine Ratte doch tatsächlich, ihn durchzunagen. Zwischen den Fasern steckten die gelben Zähne ihres Unterkiefers, krumm wie Stoßzähne eines Elefanten.

Auf einem Stuhl neben der bleifarbenen Eingangstür hockte ein gesichtsloser Mensch mit einem Sack, in dem es zuckte.

Er fragte: "Warum kommst du so spät? Hast du dich wieder beim Kloster herumgetrieben?"

"Das geht dich nichts an."

"Wie viele sind es diesmal?"

"Du kennst doch meine übliche Ausbeute. 35 Stück."

Er leerte meinen Rucksack in seinen Beutel, aus dem wildes Gequieke und Geschnaufe zu hören war. Wir mussten die Ratte, die meinen Rucksack durchnagen wollte, mit der Hand entfernen. Bevor ich sie in den Sack warf, schaute ich in ihr offenes Maul. Das sah grauenhaft aus, wie bei einem verstümmelten Menschen. Es war knallrot und wimmelte von kleinen, schwarzen Parasiten.

Der gesichtslose Mensch zog eine große Tafel Erdölschokolade aus der Tasche und brach sie entzwei. Er säuberte sie und gab mir fünf rechteckige Stücke davon. Danach öffnete er die Tür mit seinem Schlüssel und brummte: "Bis morgen." Im Verschwinden warf er die Tür hinter sich zu.

...

Bevor sie ganz geschlossen war, fiel mir das Quietschen einer Windmaschine auf, das aus dem unterirdischen Raum drang. Ich erinnerte mich nun daran, dass es Zeiten gegeben hatte, als man mich noch hinter diese Tür vorließ. Einmal konnte ich sehen, wie sich die Maschine drehte. Zehn nackte, verschwitzte Männer rannten schmutzbedeckt mit großem Kraftaufwand darin herum wie Hamster in einem überdimensionalen Rad. Zwei muskelbepackte Aufseher trieben sie mit Peitschenhieben an. Einer der rasenden Kerle blieb plötzlich stehen, fasste sich an die Brust und fiel um. Das Rad nahm seinen Leichnam noch für eine Umdrehung mit, dann kippte er den Wächtern vor die Füße. Einer von ihnen schaffte ihn fort, wer weiß wohin, und kam mit einem neuen Läufer wieder. Die anderen hatten anscheinend den Tod ihres Leidensgefährten gar nicht bemerkt und stürmten weiter wie vorher.

Ich ging zum Abluftschacht, der ebenfalls noch da war, nicht weit von der Tür. Ein rundes Gitter, das aus Stahlröhren unterschiedlicher Dicke zusammengeschweißt war, verschloss den Eingang zur Unterwelt, aus der der Gestank von schmutziger Haut und Exkrementen drang.

Neben dem Gitter lagen einige tote Vögel unbekannter Art, auf denen viele weiße Würmer herumkrochen. Mir wurde speiübel und ich fühlte mich unendlich schwach. Daher setzte ich mich auf den Boden und aß ein Stück von dieser widerlichen Schokolade. Schließlich fühlte ich mich ein wenig besser, spuckte in den Abluftschacht und ging zum Bach.

Erst als ich den Kopf unter Wasser hielt, wurde mir klar, wie groß mein Durst war. Mit offenem Mund schluckte ich, schluckte und schluckte...

Endlich erhob ich mich wieder und bemerkte linker Hand einen riesigen Schatten. Im selben Moment flog mein Kopf durch die Luft. Ein grauenhaftes Monster hatte ihn abgerissen. Mein kopfloser Körper wand sich noch ein paarmal hin und her, dann fiel er ins Wasser. Ich konnte sogar einen Blick auf die Schnauze des Ungeheuers erhaschen, das aussah wie eine Mischung von Putin und Hyäne. Ich sah auch, wie das Blut meinen zerfetzten Arterien entströmte, aber es gelang mir nicht, darüber in Panik zu geraten.

Ich kehrte in mein früheres Leben zurück und erwachte neben dem Grab des Malers Perow, von dem das Bild "Letzter Weg eines Toten" stammt. Es zeigt besser als jedes andere trübsinnige Gemälde, welches Schicksal dem Menschen in Russland bestimmt ist.

Seltsamerweise befand sich der Ring nicht an meinem Finger. Ich hielt ihn vielmehr in der Faust, die ich mit aller Kraft zusammenpresste, als wollte ich verhindern, dass ihn mir jemand entreißt.

Die Sonne schien, die Schmetterlinge gaukelten durch die Luft und die Blätter rauschten. Alles war wie vorher. Bald hatte ich die Grabkammer gefunden und steckte den Ring an die gleiche Stelle unter das rüdidige Linoleum, wo er gelegen hatte, als ich ihn fand. Ich fuhr zur letzten Vorlesung in die Universität.

Jetzt wusste ich, was mit Russland und mit mir im Jahr 2020 geschehen und wie es da aussehen würde. Ich brauchte mich also keinen trübsinnigen Reflexionen mehr hinzugeben. Vielmehr beschloss ich, das Studienjahr zu beenden, mir eine Arbeit zu suchen und das Land zu verlassen, sobald es

möglich wäre. Darauf musste ich zwar noch bis 1989 warten, aber besser spät als niemals.

Allmählich sank die Erinnerung an mein seltsames Abenteuer in tiefere Bewusstseinschichten. Nach den ersten Leidensjahren in der Emigration hatte ich vollständig vergessen, dass ich einstmals nach einem Atomschlag in den Ruinen meiner Vaterstadt auf Rattenjagd gegangen war. Ich dachte auch nicht mehr darüber nach, dass ich all dies wahrscheinlich noch einmal zu durchleben hatte, und dass ich wohl in den Klauen eines Monsters enden würde. Der magische Ring und die Ereignisse, die damit in Zusammenhang standen, kamen mir erst wieder in den Sinn, nachdem ich mit meiner Familie in einem hübschen Berliner Restaurant Neujahr gefeiert hatte. Da beschloss ich, alles aufzuschreiben, was ich noch wusste.

Nun ist das Jahr 2020 also tatsächlich gekommen. Ich bin zufrieden, Pensionär in Deutschland zu sein, und nicht etwa Rattenfänger in Moskau, der vor den Löchern im Trümmerfeld der Lomonossow-Universität auf der Lauer liegt. Ich sammle Briefmarken, besuche die schönsten Museen Europas und bade im Mittelmeer.

Zum Glück ereignete sich bisher kein nuklearer Weltuntergang.

Allerdings begann Deutschland mit dem beschleunigten Ausbau eines eigenen Kernwaffenarsenals, nachdem Amerika seinen "atomaren Schutzschirm" von Europa abgezogen hatte. Des Weiteren befahl der russische Präsident auf Lebenszeit seinen raketengestützten, strategischen Abwehrkräften ein außerplanmäßiges Manöver innerhalb von zwei Wochen.

Bleibt nur noch zu berichten, dass mir meine gut betuchten Kinder eine Reise nach Russland geschenkt haben. Der Goldene Ring, Pskow, Nowgorod, Moskau.

Morgen geht es los.

Aus dem Russischen: Klaus Kleinmann